

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **16 (1964)**

Heft 16

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WELT IM RADIO

SOLL MAN DEN KRANKEN DIE WAHRHEIT SAGEN?

Ueber diese Frage diskutierten am Sender Beromünster kürzlich zwei Aerzte (eine Internistin und ein Psychiater) zusammen mit einem Pfarrer unter der Leitung von Bert Herzog. Es zeigte sich dabei, dass die Frage sehr verschieden betrachtet wird. Es gibt Aerzte, die sich kategorisch weigern, einem todkranken Patienten die ernste Wahrheit zu sagen, und es gibt andere Aerzte, die, wenn es ans Sterben geht, mit dem Patienten reden wollen, was keine leichte Aufgabe ist. Unter Aerzten ist man also nicht einig, und, wie festgestellt wurde: unter den Angehörigen ist es auch so. Dagegen sind die Seelsorger wohl mehrheitlich der Auffassung, dass in einem solchen Fall die Wahrheit gesagt werden muss.

Interessant war, dass die Aerztin erklärte, sie habe am Anfang in solchen Fällen fast immer geschwiegen. Je länger sie jedoch praktiziere, sei sie zur Ueberzeugung gekommen, dass man es den Patienten offen sagen müsse, wobei man allerdings die Wahrheit dem Patienten anpassen müsse, indem man besonders den passenden Zeitpunkt dafür zu suchen habe. Der Psychiater seinerseits erklärte sich im Prinzip ebenfalls für Offenheit, verlangte jedoch grosse Vorsicht. Immer wieder erweise sich, dass eine sehr schwerwiegende Diagnose falsch sein könne, dass selbst verzweifelte Fälle völlig geheilt werden könnten. Ganz sichere Prognosen gebe es selten, jedenfalls nicht so, dass die Aerzte mit der Wahrheit hausieren könnten. Auch der gewiegteste Arzt könne sich täuschen. Ferner müsse das Begriffsvermögen des Patienten in Betracht gezogen werden. Es werde viel zu wenig kontrolliert, ob ein Patient unter der Diagnose, die wir ihm mitteilen, sich überhaupt das Gleiche vorstelle wie der Arzt. Der Kranke mache sehr oft etwas Falsches daraus. Jedenfalls müsse aber die letzte Prognose immer offen gelassen werden; denn eine Behandlung mit Bestrahlung, Medikamenten usw. sei immer möglich, und das Resultat stehe nie hundertprozentig fest.

Die Frage scheint somit eher die zu sein: Soll dem Kranken der Ernst der Situation klar gemacht werden? Der Seelsorger wies auf die beiden extremen Möglichkeiten hin: einerseits steht hier die Meinung des Wahrheitsfanatikers, der sich gegen jedes Schweigen sowohl als gegen jede Täuschung wendet, keine falschen Hoffnungen wecken, keine Atmosphäre der Unaufrichtigkeit haben will. Andererseits jene, die vom Kranken alles Unangenehme fernhalten, ihm nicht die letzte Lebenszeit noch verdunkeln wollen. Innerhalb dieser beiden Grenzfälle gibt es unendliche Möglichkeiten; die Situation bietet sich jedesmal wieder anders dar. Der Seelsorger erklärte, er sei im Laufe der Praxis immer vorsichtiger geworden. Zwei sittliche Pflichten lägen hier miteinander im Konflikt: einerseits die Pflicht zur Wahrheit und andererseits die Pflicht zur Liebe. Ein Mensch habe ein Recht auf die Wahrheit. Alle aber waren der Auffassung, dass diese festzustellen nur Aufgabe des Arztes sein kann. Angeführte Fälle zeigten aber, wie sehr unterschiedlich die Reaktion des Kranken sein kann. Besonders wenn es sich um Wochen oder gar Monate handelt, die ein Leben noch dauern kann, ist eine Aeusserung sehr schwierig. Es gibt Patienten, die die Wahrheit gar nicht wissen wollen. Sie sind sogar ärgerlich, dass man ihnen ihre Hoffnung nimmt. Ärztlich wurde deshalb die Ansicht vertreten, dass nicht mehr gesagt werden soll, als was gefragt wird. Allerdings bei Personen in leitenden Stellungen, mit Verantwortungen, Geschäftsleuten usw. müsse der Arzt schon etwas deutlicher werden.

Hier musste der Seelsorger feststellen, dass die Frage, ob einer an ein Weiterleben glaube, von entscheidender Bedeutung ist. Wer das tut, möchte auch als Patient die Wahrheit wissen, die er nicht zu fürchten hat. Er möchte "sein Haus bestellen", möchte sich auf die Ewigkeit vorbereiten. Aber es wurde auch gesagt, dass es ein "barmherziges" Schweigen gibt. Es gibt Patienten, die genau wissen, wie es um sie steht, die aber dankbar sind, dass davon nicht geredet wird. Man muss nicht nur ärztlicherseits die weltanschauliche Stellung des Patienten berücksichtigen, es muss auch daran gedacht werden, dass der Patient jedenfalls vorläufig noch lebt, und dass wir auch seine letzten Tage nicht mit Todesgedanken überschatten dürfen. Zu unterscheiden ist auch, ob es sich um jüngere oder ältere Patienten handelt, ob städtische oder ländliche Verhältnisse vorliegen. Auf dem Lande gehört der Tod noch zum Leben, dort ist das Wissen um die Wahrheit selbstverständlich. Interessant ist, dass sich Alte, die doch gelebt haben, sich oft verzweifelt an das Leben klammern, während jüngere manchmal gefasst sein können.

Auf jeden Fall muss der Arzt wissen, dass er hier die verantwortliche Führung hat. Bei uns ist im Gegensatz zu manchen Orten im Ausland auch immer die Möglichkeit gegeben, mit einem Patienten allein zu reden. Möglich, aber doch eher nur ausnahmsweise ist, dass auch ein Seelsorger oder Verwandter die Aufgabe übernimmt. Schlussendlich ist aber doch der Arzt verantwortlich. Besonders der richtige Moment ist Sache des Arztes, es darf nicht erst in den letzten Tagen geschehen, wenn der Patient bereits unter Morphium liegt. Er muss noch dispositionsfähig sein. Selbstverständlich müssen die Angehörigen verständigt werden, in jedem Fall.

Bei gläubigen Menschen ist ein gutes Zusammenwirken zwischen Angehörigen, Arzt und Seelsorger die richtige Lösung. Es ist Aufgabe

des Pfarrers, dem Menschen zu helfen, mit jeder Katastrophe aus dem Glauben fertig zu werden. Es muss dem Taktgefühl des Pfarrers überlassen bleiben, den Kranken möglichst an die Wahrheit heranzubringen, ihn aber zugleich zu stützen.

Schade, dass an dem interessanten Gespräch nicht auch eine erfahrene Krankenschwester teilnehmen konnte, die den Patienten oft vertrauter ist als der Arzt.

KIERKEGAARD HEUTE

II

Was Kierkegaard war und tat, war nur durch sein ererbtes Geld möglich, das er verbrauchte. Das wusste er. Da er seine theologischen Examen bestanden hatte, konnte er, wenn das Vermögen verzehrt war, jederzeit Pfarrer werden. Diese Möglichkeit verschloss er sich endgültig durch seinen öffentlichen Angriff auf die Kirche. Auch das wusste er. Als er während des Kirchenkampfes plötzlich und unerwartet starb, war auch sein Vermögen am Ende.

Nehmen wir an, Kierkegaard würde heute zurückkommen. Er würde für Redlichkeit wirken, er würde zu uns und unsern Zeitgenossen sagen: Ihr betriegt Gott und Euch selbst als Christen, die Ihr doch nicht in der Nachfolge des Neuen Testaments lebt. Ihr verschleiert Euch, dass die Wahrheit, wo sie wirklich in der Welt erscheint, totgeschlagen wird. Ihr betriegt Euch in der Politik in den Glauben an die Demokratie durch die Tatsache, dass Ihr ständig auf dem Wege seid, die politische Freiheit zu zerstören. Ihr betriegt Euch durch die Idee der politischen Freiheit selbst über die Verlogenheit von uns Menschen, denn Ihr benützt die Freiheit, um sie aufzuheben. Ihr betriegt Euch durch die UNO, als ob sie dem Frieden diene, als ob sie nicht nur das Werkzeug der grossen Mächte wäre, und verschleiert Euch, dass alles Entscheidende anderswo geschieht. Ihr betriegt Euch mit Euren Konventionen und Reden, als ob irgendetwas besser würde, während die Welt sich auf die nächste Katastrophe zu bewegt. Ihr betriegt Euch, den öffentlichen Betrugszustand nicht zu sehen, betriegt Euch mit der Freiheit Eurer Presse. - Aber wenn Kierkegaard so spräche, würde er keine Vorschläge machen, er würde nur Wahrheit sagen wollen, er würde auf alles und auf noch viel mehr mit seiner mächtigen, geistigen Kraft hinweisen. Jaspers vermutet nach diesen Kritiken, dass wir Kierkegaards käme er als Unbekannter heute wieder, als einen lächerlichen Narren, als menschenfeindlichen Individualisten empört verurteilen. Vielleicht müsste er die Methode, mit der die politisch freie Welt die Wahrheit und Menschen, die ihr nicht behagen, totschiägt, erleiden: den Rufmord.

Was aber würde sein, wenn Kierkegaard gehört würde? Zunächst gar nichts. Er zeigt ja gar keinen Weg, er liefert kein Programm, er gibt keinen Ratschlag. Er würde uns auch nicht ermutigen, etwa zu irgendeinem aufbauenden Tun. Denn für sein Urteil vollzögen wir wahrscheinlich immer nur einen neuen Betrug. Er würde wahrscheinlich mit beissender Ironie uns blossstellen. Was würde er sagen, dass seine Hauptstadt, dass die Welt, dass die Unesco ihn feiert? Er hat, was die Professoren betrifft, gesagt, was er von ihrem Tun hält. Er schreibt: "Ich werde intellektuell ein nicht so kleines Kapital hinterlassen. Ach, und ich weiss zugleich, wer mich beerben wird: Er, die Gestalt, die mir so ungeheuer zuwider ist, Er, der doch bislang immer alles Bessere geerbt, Er, der Dozent, der Professor. Und selbst wenn der Professor dies zu lesen bekäme, es würde ihn doch nicht aufhalten, nein, auch dieses würde doziert werden." Täuschen wir uns nicht über sein Nein zu uns. Er würde uns sagen: wie ich hier in Kopenhagen behandelt wurde, so würdet Ihr mich in Eurer Zeit behandeln, wenn ich Euer Zeitgenosse wäre. Jetzt feiert Ihr mich als vergangen und ungefährlich, als geistiges, berühmt gewordenes Phänomen, mit dem Ihr Euch schmückt, Euch selbst und mich selbst betragend.

Aber Kierkegaard hat auch gesagt, dass er dem Zeitalter geopfert werde, das komme Anderen zugut. Daher könnten wir uns fragen, was er uns bedeuten kann. Ich denke: er kann eine Erschütterung in uns bewirken, die uns auf den Weg der Redlichkeit bringt, diesen schweren, unvollendbaren Weg, der täglich neu zu finden ist. Dann aber kann er uns erfüllen mit der Darstellung menschlicher Möglichkeiten, die uns immer von neuem in Unruhe versetzen. Er kann einen Aufruhr all unserer verborgenen Motive erzeugen, um jene Umwandlung in uns zu ermöglichen (nicht zu erzeugen), ohne die die Menschheit verloren ist. Kierkegaards Erwartung des künftigen Unheils ist für ihn nur ertragbar im Gedanken an die Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes. Er sagt, es würde nicht besser werden, die schrecklichsten Kriege würden die Menschen nicht ändern; erst wenn die leibhaftigen, ewigen Höllenstrafen wieder geglaubt würden, könnte es besser werden. Aber haben sie, als sie geglaubt wurden, geholfen?

Merkwürdig, Kierkegaard soll uns etwas bedeuten, obwohl er uns nichts gibt als die Forderung uneingeschränkter Redlichkeit und die

reiche Anschauung menschlicher Möglichkeiten. Es ist kein Vergleich zwischen ihm und den Grossen, die uns erfüllen, nicht mit Homer, Dante, Shakespeare oder Goethe, kein Vergleich mit Plato, den er liebte und mit Kant, den er respektierte. Es ist bei Kierkegaard etwas grundsätzlich Anderes, etwas Erschreckendes, keine Ruhe Lassendes, wenn man einmal angefangen hat, ihn zu verstehen. Vielleicht bleibt arm und ahnungslos und unredlich, wer sich Kierkegaard nicht aussetzt oder ihn eines Tages als erledigt abtut. Wir wissen nicht, was er ist, jedenfalls aber ist er die moderne Stimme, die uns zur höchsten Wachheit bringt, den höchsten Anspruch spüren lässt.

Von Frau zu Frau

HOBBY-KOECHEN EINMAL ANDERS

EB. Es gibt Frauen, die Hobby-Köche gar nicht mögen. Manche sagen, das seien keine "Männer" (was ist in ihren Augen wohl ein "Mann"?). Manche hassen die Unordnung, die der kochende Mann seiner lieben Frau hinterlässt. Manche wiederum finden, die Kocherei komme zu teuer. Und manche sind ein bisschen neidisch, weil der Mann sich seinen Phantasien hingeben darf und sie selbst Tag für Tag ganz prosaisch sich nach der Decke strecken und an die Gesundheit denken müssen. Ein Sonntags-Koch und eine Werktags-Köchin ist nun einmal nicht das gleiche. Und da und dort ist es ja auch so, dass der Mann vor den Gästen brilliert - und die Frau hat ihm in der Küche sämtliche Rüst- und Vorarbeiten abgenommen. Das gibt dann so einen Stich zur "dienenden Magd" und dem "verborgenen Blümchen".

Tatsächlich, der Hobby-Koch scheint da und dort ein nicht ganz einfaches Kapitel zu sein, während er andererseits mancher Frau ein wahrer Schatz ist. Ich muss immer ein bisschen den Kopf schütteln über jene Frauen, die sich nicht trauen, einmal zwei Tage fortzugehen oder die doch mindestens alles "vorkochen" und mit genauen Gebrauchsanweisungen alles bereitstellen. Haben sie eigentlich selbständige erwachsene Männer geheiratet oder verwöhnte und verlorene Kinder? Oder haben sie am Ende ihre erwachsenen Männer zu Kindern umgeben? Es sollte keine Katastrophe sein, wenn die Frau des Hauses einmal weg will oder muss. Aber ich sagte ja: "Hobby-Köche einmal anders". Da habe ich gelesen, dass ein paar Hobby-Köche sich vornahmen, dem Küchenpersonal eines Bezirks-Spitals zu einem freien Sonntag zu verhelfen. Und die paar Hobby-Köche "versorgten" tatsächlich zusammen mit der Küchenschwester 140 Patienten den ganzen Tag. Sie begannen morgens mit dem Frühstück und blieben da bis abends, kochten, wuschen ab, räumten auf. Und wenn man bedenkt, was es da alles an Vorbereitungen brauchte, bis alles klappte, so kann man doch nur sagen: Bravo! Ich finde die Idee und alles miteinander wunderbar - und die Patienten sollen es ebenfalls wunderbar gefunden haben - ganz abgesehen natürlich vom Küchenpersonal. Da hört das geringschätzige Nasenrumpfen über die kochenden Männer wohl endgültig auf. Mir scheint, das seien "Männer" in einem guten Sinn, und alles, was ihnen - ob zu Recht oder zu Unrecht - vorgeworfen wird, könne man zum mindesten für dieses eine Mal vergessen. Und ich glaube halt, nicht nur für dieses eine Mal. Es wäre doch sonderbar, wenn diese Männer nur einmal eine gute Idee hätten und wenn sie nur einmal unvoreingenommen und ohne falsche Hemmungen eine aussergewöhnliche Tat vollbrächten. Es heisst sonst: Böse Menschen singen keine Lieder. Abgewandelt möchte ich sagen: Böse Männer kochen keine Mahlzeiten - schon gar nicht in einem Spital und schon gar nicht mit dem ganzen Drum und Dran. Die "bösen Männer" dürften schon eher bei jenen zu suchen sein, die die ändern lächerlich machen wollen, die sich erhaben fühlen über eine solche "Weiberarbeit" und die glauben, kochen habe etwas mit Pantoffeln zu tun. Oder gar abwaschen, du liebe Zeit! Das tut ein traditionsbewusster Schweizer nicht, und wenn seine Frau fast unterginge vor Arbeit. Es gibt sie immer noch, diese komische Spezies, die da meint, die Arbeiten, die die Frauen tagtäglich verrichten, seien zweitrangig und ihrer unwürdig. Gspässig, aber vielleicht haben die Frauen selbst ihre Arbeit als zweitrangig hingestellt ...

Die Stimme der Jungen

KLEINE SCHWEIZERISCHE FILMGESCHICHTE

III

Viel wichtiger als alle diese Streifen und der kurz nach Kriegsbeginn in Bern erfundene Duffilm, der Wohl- und andere Gerüche im Saal verbreitete, sind die zwischen 1938 und 1943 gedrehten Filme nach literarischen Vorlagen. Man verfilmt Gottfried Kellers Novellen "Die missbrauchten Liebesbriefe" und "Romeo und Julia auf dem Dorfe", C. F. Meyers "Schuss von der Kanzel", die Romane "Farinet" von C. F. Ramuz und "Das Menschlein Matthias" von Paul

Ilg. Auch bei Lisa Wenger, Ernst Zahn, Meinrad Lienert und Kurt Guggenheim findet man dankbare Stoffe. Und schliesslich entdeckt man auch die dramatische Literatur: "Machtrausch - das grosse Welttheater" entsteht nach der traditionellen Calderon-Aufführung in Einsiedeln, "Menschen, die vorüberziehen" ist eine Bearbeitung von Zuckermayers "Katharina Knie" und "Steibruch" (in dem die blutjunge Maria Schell debütiert) geht auf ein Dialektstück von A. J. Welti zurück.

Einige dieser Verfilmungen sind schöne Erfolge. Der Dialektfilm "Die missbrauchten Liebesbriefe" wird 1942 am Filmfestival in Venedig gezeigt und erhält einen Preis. Das ungekrönte Meisterwerk nicht nur unter diesen "literarischen" Streifen, sondern unter den Schweizer Filmen überhaupt ist "Romeo und Julia auf dem Dorfe". Hans Trommer ist hier nicht nur die Uebertragung der Novellenbehandlung in die Filmdramaturgie gelungen, die Gestalten Kellers scheinen in den glänzend geführten Schauspielen wirklich zu leben, vor allem im jungen Liebespaar Erwin Kohlunds und Margrit Winters. In einem noch nie verwirklichten Masse ist die Landschaft ins Geschehen einbezogen, und der tragische Grundton der Geschichte drückt sich zwingend in der Atmosphäre aus. Tragik liegt auch über der Laufbahn Trommers. Bis heute weiter im Filmwesen tätig, hat er kein grösseres Werk von künstlerischer Bedeutung mehr geschaffen. Der Schaggi-Streuli-Film "Zum goldenen Ochsen" (1958) war der einzige Auftrag, den die Schweizer Spielproduktion für ihn hatte.

Die Stimme der Humanität

Zum Glück verfügt die Praesens um die Mitte der vierziger Jahre über eine gut eingespielte Equipe, die die Sonderstellung der Schweiz im kriegdurchtobten Europa künstlerisch zu nutzen versteht. Mit dem Rückzug der Achsenmächte auf allen Fronten ist für unser Land die Bedrohung vorbei. Jetzt geht es nicht mehr um nationale Selbstbehauptung, sondern um internationale Solidarität. Die Aufnahme hungernder Kinder aus den Nachbarländern ist erste Hilfe. Richard Schweizer schreibt die Geschichte des französischen Mädchens "Marie-Louise", das in der Schweiz freundlich umsorgt wird, aber die Heimat trotz schrecklichen Kriegseindrücken nicht vergessen kann. Diesem Film, den Leopold Lindtberg 1943 inszeniert, öffnet sich das Ausland, das gern die Stimme der Humanität vernimmt. Amerika spricht dem Drehbuch den "Oscar", seinen höchsten Filmpreis, zu.

Gegen Kriegsende strömen die Heimatlosen und Verfolgten zu Tausenden, ja zu Zehntausenden in unser Land. Die Schicksale einer Gruppe von Flüchtlingen auf ihrem Weg in die Schweiz erzählt der 1944/45 von der gleichen Equipe gedrehte Film "Die letzte Chance". Er zeigt auch, wie schwer es unserem kleinen Land fällt, den grossen Strom aufzunehmen. Dieses Werk wird ein Weiterfolg und prägt im Ausland den Begriff des Schweizer Films bis zum heutigen Tag.

Ebenfalls starken Widerhall und gleich 3 "Oscars" erhält 1948 der vom Hollywood-Regisseur Fred Zinnemann mit Darstellern aus aller Herren Ländern gedrehte Praesens-Film "Die Gezeichneten", der realistisch die Not der Kriegskinder schildert.

Die Linie der "internationalen Filme" aus humanitärem Geist geht bis 1953 weiter. "Swiss Tour", die Geschichte eines G. I. s auf Nachkriegsurlaub in der Schweiz, bringt sozusagen Völkerversöhnung in heiterem Gewand. "Die Vier im Jeep" dagegen zeigt bereits die Situation eines neuen, des Kalten Krieges, in dem die privat geübte Menschlichkeit mit der Politik der Staaten in Konflikt gerät. Der 1950/51 gedrehte Film handelt von den vier Soldaten einer alliierten Polizeistreife, die in



Preisübergabe der Interfilm für die "Selbstmörderschule". Von links: Frau Dr. theol. Stef. v. Prochaska (Wien), Schauspieler A. Strobey, Produzentin Ellen Nielsen, Jan Hes, Generalsekretär (Holland), Schauspielerin Lone Hertz, Dr. F. Hochstrasser, Präsident (Schweiz), Ursula Schlappkohl (EPD Berlin), Mme. H. de Tienda, französische Unesco-Kommission, (Paris).